

**Zeitschrift:** Schweizerische Militärzeitschrift  
**Band:** 16 (1850)

**Artikel:** Beilage Nro. 7 : der schweizerische Militärarzt und seine Stellung in der Armee  
**Autor:** Erismann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-91830>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

wirkte flache Schußbahn ist bei Konstruktion der neuen Waffe in vorzüglichem Maße erreicht worden. Denn je schneller das Geschöß sein Ziel erreicht, desto weniger lang ist dasselbe den Wirkungen der Luft zc. ausgesetzt; auch ist gewiß, daß aufrechtstehende Gegenstände sicherer bei einer flachen Schußbahn getroffen werden, als wenn das Geschöß in einem hohen Bogen anlangt.

Das von der Kommission konstruirte Muster eines Waidtackes hält die Mitte zwischen Waidtasche und einer gewöhnlichen Patronentasche; derselbe wird an einem schwarzen Kuppel über die Schulter getragen; er ist von gewöhnlichem etwas starkem Leder, der Deckel dagegen von Berdeckleder. Das Innere des Kastens enthält den ganzen Munitionsvorrath nebst dem zur Besorgung des Stüzers nöthigen Werkzeug mit Ausnahme des Kugelmodells; an der vordern Wand sind 2 kleine Taschen mit Klappen angebracht, in welchen die zum augenblicklichen Verbrauch nöthige Munition vertheilt wird; in der einen die Patronen, in der andern die eingebundenen Kugeln.

Die durch umsichtige Versuche gewonnenen Erfahrungen, verbunden mit der neu zentralisirten Schützeninstruktion, werden die Leistungsfähigkeit dieser Waffengattung in nicht langer Zeit unendlich steigern, und es ist nur zu wünschen, daß die hohen Bundesbehörden mit Ernst und Eifer die Einführung dieser neuen Stüzer, mit welchen die bisherigen auch nicht den bescheidensten Vergleich aushalten, befördern mögen.

**J. Bonmatt**, Schützenoberlieutenant.

Beilage No. 7.

### **Der schweizerische Militärarzt und seine Stellung in der Armee.**

Wenn ich mir erlaube, an diesem Orte einige wenige Worte der Verständigung über eine richtigere Stellung des Militärarztes zur Ar-

mee, als er sie jetzt einnimmt, zu sprechen, so geschieht es im Hinblick auf die Wichtigkeit derjenigen Militärdienstabtheilung, welche die Erhaltung von Gesundheit und Leben der Soldaten zur Aufgabe hat, im Gegensatz zum eigentlichen Waffenhandwerk, welches auf Zerstörung und Vernichtung ausgeht. Ich möchte deswegen davon sprechen, weil ich immer mehr mich überzeuge, welche unklare Begriffe man sich von der Stellung macht, die der Arzt bei den Truppen, und die das Militär-sanitätswesen bei dem Gesamtmilitärwesen einnehmen sollte. — Erwarten Sie hiebei keineswegs eine lange und langweilige Abhandlung: ein kurzgefaßtes und aus dem Leben gegriffenes Bild wird es sein, was ich Ihnen vorführe.

Militärärzte gab es wohl beinahe seit der Zeit, als es Armeen gab: man hatte bei dem Soldatenstand von jeher Kranke und Verwundete, und sah von jeher ein: je mehr solche, je kleiner der schlagfertige Haufe. Nur waren in den ersten Zeiten die Aerzte Kombattanten, d. h. in einem vorkommenden Falle legte ein Krieger, der auf heilsame Kräuter oder auf Anlegung eines Verbandes sich verstand, Speer und Lanze nieder, und trat auf so lange in Aeskulaps Dienste, als man seiner in dieser Weise bedurfte. Begreiflich bildeten sie keinen eigenen Stand: man hatte es mit ihnen, wie wir es heutzutage im Felde mit den Metzgern halten. Wenn wir nämlich in einem Bivouak ein Schaf oder ein Schweinchen erobern, so treten weder Bataillons- noch Kompagniemeßger auf, um es abzuthun, sondern irgend ein Dilettant in diesem löblichen Handwerk verläßt die Reihen der Soldaten, um Spezialdienste zu thun. Genau so war's damals mit den Aerzten.

Heutzutage ist das Armeewesen organisirt, d. h. die einzelnen Theile desselben haben sich für sich und unter einander zu einem Ganzen ausgebildet, einem in seinen einzelnen Bestandtheilen fertigen und in seiner Gesamtheit vollkommenen Räderwerk vergleichbar. Man hat die Kunst, zu zerstören, möglichst kultivirt, und namentlich hat man es sich zur Aufgabe gemacht, mit möglichst kleinstem Verlust eigener

Kräfte möglichst viel zu verrichten. Die Einzelkämpfe haben als Hauptsache aufgehört, schon der in größerer Entfernung wirkenden Feuerwaffen wegen, und man läßt Massen auf Massen wirken. Allein dessen ungeachtet gibt es Verluste, und um so mehr, als der Soldat nicht nur den Verheerungen durch feindliche Waffen, sondern auch denen durch Krankheiten preisgegeben ist. Zum Schutze gegen Verluste dieser Art hat man an die Arzneiwissenschaft appellirt, und einen eigenen Stand, den der Militärärzte, der Armee beigesellt. So stehen die Sachen noch heute.

Der äußern Entwicklung des militärärztlichen Standes sind bis anhin eigenthümliche Hindernisse entgegen gestanden, und erst in der allerneusten Zeit haben sich regsamere Sympathieen für ihn geltend gemacht. Die Wichtigkeit und hohe Bedeutung wohlorganisirter Militärmedizinaleinrichtungen wurde in allerneuester Zeit immer mehr begriffen und erkannt. In mehreren Staaten wurden auch die äußern Standesverhältnisse der Militärärzte gewürdigt und theilweise verbessert. So in Oesterreich, wo man die in dem italienischen und ungarischen Feldzuge der Jahre 1848 und 1849 gemachten Erfahrungen zu Rathe zog; so in Frankreich, wo es einer der ersten Akte des Provisoriums vom Jahre 1848 war, sämmtliche militärärztliche Chargen um einen Grad höher zu stellen, als Anerkennung für den von Gesundheitsoffizieren bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesenen Muth; so endlich in der Schweiz, wo die Lektionen, die der Sonderbundsfeldzug nach links und rechts austheilte, bezüglich der Militärsanität den Dienst einer Fischeleber auf Tobias' Auge versahen. Auf einmal nämlich fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen, und sie erkannten klar: es reime sich übel, an die Militärsanität die ausgespiztesten Anforderungen zu stellen, und doch nichts für sie zu thun, ihre Diener beständig in einer unnatürlichen Stellung zurückzuhalten und sie vor aller Affinität mit dem Soldatenstand hübsch zu bewahren.

Alle diese diesem Dienstzweige zugewendeten Wohlthaten und Auf-

merksamkeiten in Ehren gehalten, möchte ich mir aber doch die bescheidene Bemerkung erlauben: es sei in dieser Angelegenheit die Hauptsache ungethan geblieben. Noch ist dem militärärztlichen Stande die Stellung nicht zugewiesen, in die er gehört, und es hat der Lebenswärme eines zeitgeistigen Fortschrittes nicht gelingen können, die dicke eisige Kruste alter Vorurtheile ganz zu durchdringen. Wollen Sie mir erlauben, das Ungeschickte der gegenwärtigen Stellung dieses Dienstzweiges ganz kurz zu berühren? Der Kürze wegen abstrahire ich alsdann von allen Schlußfolgerungen.

Der Soldatenstand hat den in seiner exklusiven Form jüngern Stand der Aerzte zum Stiefbruder angenommen. Beide haben einen Vater und zweierlei Mütter. Beim Eintritt des militärärztlichen Standes in die neue Haushaltung wurde ihm das Haar geschnitten, und die Kleider zuwege gemacht, wie es beim ältern, derbern Stiefbruder Mode war. Der Militärarzt mußte die äußern Formen mit seinem Stiefbruder theil und gemein haben: einen Schnitt der Kleider, zwei Farben des Rockes, kurzen und abgemessenen Gang und Befoldung, und *pro forma* auch Waffen. Daneben geht jeder der zwei Brüder seinen Geschäften nach und keiner fragt viel nach dem andern, bloß läßt der ältere Bruder Soldat bei Gelegenheit verlauten, der jüngere sei eigentlich bloß ein zugewandtes Glied der Familie und habe hier blutwenig zu befehlen.

Allein es ist der Soldatenstand nach und nach ein ganz anderes Ding geworden, als was er früher war. In frühern Zeiten mußte man nur von rohen Haufen, die drein schlugen oder davon liefen, je nach Konvenienz. Gegenwärtig stehen die Sachen anders: zu einem geordneten, zu allen möglichen Aktionen bereiten und fähigen militärischen Organismus werden nicht nur materielle, sondern auch geistige Kräfte der verschiedensten Art zusammengerufen; es müssen verschiedene, mitunter die abstraktesten Wissenschaften ihre Hülfe zusichern, und wir haben die Lehren der Mathematik, der Chemie u. s. w. so gut noth-

wendig, wie die Satzungen der Pelotons- und der Bataillonschule. Was ist ein Geniekorps Anderes, als ein Korps von Leuten, die zur Anwendung von speziell-wissenschaftlichen oder technischen Lehren in Soldaten umgewandelt worden sind? So haben wir bei der Armee auch Aerzte, berufen, einem ganz speziellen wissenschaftlichen Dienste obzuliegen. Alle aber sollen in Form und äußerem Leben Soldaten sein, weil das Ganze nicht ein Mosaikgebild von verschiedenartigen Bestandtheilen, sondern eben ein Ganzes vorstellen soll. Wem steht aus der alten Kriegsgeschichte das Bild eines Testudo, dieses Schreckens belagerter Städte, noch vor Augen? — Viele Füße, viele Hände, und nur ein Kopf, der Unglaubliches verrichtet.

Der Militärarzt soll Soldat, d. h. in Beziehung auf äußere Stellung mit den Offizieren gleichgehalten sein: dieß erfordern (ich spreche weder von Gerechtigkeit noch von Billigkeit) die Dienstverhältnisse.

Welch' wichtigen Einfluß ein geordnetes Verpflegungswesen überhaupt, somit auch das Armeeverpflegungswesen, auf das Heerwesen ausübt, darüber braucht man eben keine Worte zu verlieren. Die Bücher der Kriegsgeschichte sprechen laut und verständlich, und warnend steht das Beispiel des traurigen Unterganges muthiger und bestgeführter Heere, oder dasjenige ruhmloser Kraftanstrengung derselben aus Grund vernachlässigter Armeeverpflegung vor unsern Augen. Der Krieg verzehrt und stellt die Existenz der Kriegführenden in Frage; darum ist derjenige ein guter Heerführer, der den Krieger jederzeit kampffähig und das Heer jederzeit kampfs- und schlagfertig zu erhalten weiß. — Da hilft eben der Arzt mit: er rettet dem Ganzen die einzelnen Theile und stellt sie zum Gebrauch wieder her, wo dieses im Reiche der Möglichkeit liegt, und es haben deßhalb seine Leistungen eine für dieselbe hochwichtige Bedeutung.

Deßhalb, habe ich oben gesagt, muß er Soldat sein, d. h. er darf nicht, wie es bis jetzt der Fall ist, außerhalb der Armee stehen, und nur in seiner zufälligen Form zu derselben gehören. Will er näm-

lich mit der Sicherheit in seinen äußern Beziehungen auftreten, die man an einem seiner Pflichten bewußten Manne zu sehen gewohnt ist, so muß er den Boden genau kennen, auf dem er steht, so wie die Luft, die er einathmet. Er muß die Verhältnisse, in denen der Soldat steht und in die er kommen könnte, kennen: er muß des Soldaten Pflichten, seine Gewohnheiten, Beschäftigungen kennen, nicht weniger seine Lebensordnung und die Art und Weise, wie er verwendet wird; endlich sollte er fast nothwendig den innern Dienst und die Grundzüge der Taktik los haben. Ist alles dieses nicht, dann strauchelt er bei der größtmöglichen Gewissenhaftigkeit und bei aller wissenschaftlichen und praktischen Bildung, und er wird seine Stelle nie ganz ausfüllen.

Der Arzt kömmt, und wie häufig dieses, in den Fall, Soldaten Befehle zu ertheilen, durch selbe Anordnungen treffen zu lassen. Streng genommen müssen, da der Arzt kein Kommando hat, dessen Anordnungen durch den Offizier gehen, wenigstens deren Ausführung durch einen Offizier überwacht werden. Wie weitschweifig, wie lästig für Offizier und Arzt und wie zeitraubend für den Dienst wäre es, wenn man allerseits sich daran hielte, wenn der Soldat nur die Autorität des Offiziers, nicht aber die des Arztes anerkennen wollte! Und wie entbehrlich sind zwei für einen bestimmten Zweck bezahlte Individuen da, wo die Wirksamkeit des Einen allein eben so gut und wohl noch besser zum Ziele führen würde! Hier wird bloß dadurch geholfen, daß man den Arzt, den sogenannten Gesundheitsoffizier, in Beziehung auf Rang und Befugnisse dem Offizier gleichstellt, je nach der Stufe, die er auf der Treppe der militärischen Hierarchie einnimmt.

Man hat, aus welchem Grunde weiß ich nicht, den Soldatenstand in zwei Hauptabtheilungen gebracht, den *Kombattanten*- und den *Nichtkombattantenstand*. Ich bin damit einverstanden, wenn diese Eintheilung etwas nützt. Zu den *Kombattanten* rechnet man, so viel ich weiß, nicht bloß diejenigen, welche im Kriege zuschlagen oder geschlagen werden, — sonst könnte nur der Soldat *Kombattant* sein,

indem man den Offizier nicht des Dreinschlagens wegen ins Feld schickt, sondern überhaupt alle diejenigen, die zum Kampfe auszurücken haben, in irgend einer Weise auf dem Kampfsplatze thätig sind und sich, von ihrer Dienstpflicht geführt, dem Feinde aussetzen müssen. — Nun werde, die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung der Kombattantenschaft vorausgesetzt, die Eintheilung der Bestandtheile des Heerwesens in Kombattanten und Nichtkombattanten einer Revision unterworfen, und ich erlaube mir die bescheidene Bemerkung, daß zwar wohl die Diener der Justiz zu den Nichtkombattanten gehören, denn sie setzen sich behaglich irgendwo fest, wo auch der 100pfündige französische Mörser nicht hinlangt, und lassen sich die Verbrecher gebunden und gefangen dorthin bringen, wo der Pulverdampf die Atmosphäre nicht mehr nebligt macht. Ich möchte auch den Rechnungsbeamten dorthin verweisen, der beim ersten Kanonenschuß den Reißhaus nimmt, ohne daß ein Paragraph irgend eines eidgenössischen Reglements der retrograden Bewegung seines Pferdes in die Zügel fällt, eben so den Verpflegungsbeamten, der den lieben Gott walten läßt, sobald seine Haut, die er allervörderst gerne verpflegt, in Gefahr ist. Für den Arzt paßt aber die Nichtkombattantenschaft übel. Er wird nicht hingestellt in Distanzen, wo Kugeln nicht mehr treffen und nie getroffen haben, nein, beim berechneten Angriff rückt er mit ins Feuer, und übt dort seine Pflicht aus, beim Ueberfall wird er mit überfallen. Stellen Sie sich einmal drei verschiedene Individuen vor, alle drei zur Ausübung spezieller Pflichten berufen, und unter folgenden Umständen: Der eine, ein Ingenieur, schlägt unter dem Feuer des Feindes eine Brücke, wobei nicht nur die Hände, sondern auch der Kopf arbeitet. Er befehligt eine Anzahl Leute, die für diesen Dienst ihm beigegeben sind. Der andere ist berufen zur Ausübung der ärztlichen Kunst: unter den Kugeln des Feindes legt er seine Mayor'schen Verbände an, und stillt Blutung. Auch er befehligt eine Anzahl Leute, für diesen speziellen Dienst von ihm instruiert. Der dritte erfreut des Soldaten Herz durch die Töne

des Hornes: links und rechts schlagen um seinen Kopf die Kugeln in Baum und Boden ein, — er wird nicht irre, bläst fort, und die seinem Kommandowort gehorchende Musikmannschaft ebenfalls. Und nun? — No. 1 und 3 sind Kombattanten, No. 2 nicht, und muß es durch eine reelle Standesbenachtheiligung büßen, daß man noch nicht so weit gekommen ist, das alte Feldscheererthum von einem militärärztlichen Stande heutiger Zeit unterscheiden zu können.

Ist der Arzt auch Nichtkombattant, d. h. zum Kampfe nicht berechtigt, so ist er doch nichts desto weniger zum Kampf verpflichtet. Begleiten wir daher den Offizier und den Arzt in den Kampf. Beim Beginne eines Kampfes ist jede Individualität in ihrer physischen Fortexistenz bedroht, d. h. der Mann befindet sich in Gefahr. Die erste und natürlichste Wirkung dieser Situation ist eine Gemüthsaufregung, und bis zu dieser Station werden wohl alle zusammen mitgehen. Von da theilt sich der Weg: entweder diese Gemüthsaufregung schlägt zum Bösen um und verwandelt sich in Furcht, Muthlosigkeit, Feigheit. Die, die diesen Weg einschlagen, lassen wir aus den Augen. Oder aber diese Gemüthsaufregung schlägt zum Guten um, sie wird Begeisterung und geht in einen Zustand von Exaltation des Gemüthes über, was haben alsdann die beiden, Offizier und Arzt, von einem solchen Gemüthszustand zu erwarten? Sehr Ungleiches.

Der Offizier wird im Gefecht von der Empfindung der Erbitterung, der Rache, des Ruhmes u. s. w. fortgerissen, er darf sich derselben hingeben, und die Gemüthsexaltation wird ihm die schönsten Thaten verrichten, die unzweideutigsten Proben von Tapferkeit zu Tage fördern helfen. Es darf also der Offizier diesem Einfluß und diesem Zustande sich bis auf einen gewissen Punkt hingeben. Der Arzt, gleicher Gefahr der Verwundung wie des Todes preisgegeben, hat die ungleich schwierigere Aufgabe, jede Exaltation zu meiden und sich immer so viel Resignation und kalten Muth zu bewahren, um die Kräfte seiner Intelligenzen und seiner Technik zu ruhigem und besonnenem

Handeln verwenden zu können. Ein solcher Muth verdiente, wo er auch gefunden werden mag, eine doppelte Anerkennung. „Aber“, sagte neulich ein vielgelesenes englisches Blatt, „für die Militärärzte wachsen einstweilen keine Lorbeeren. Der Soldat in seinem fürchterlichen Handwerk verstümmelt und tödtet; der Arzt wandelt sorgsam auf der Blutspur nach, lindert, tröstet und rettet. Der heldenhafte Zerstörer wird gelobt, — den Arzt läßt man im besten Falle unangetastet laufen. Es ist so glorreich, einem Menschen eine Kugel in den Leib zu jagen, aber es ist nichts, mitten im Kugelgepöfe die Kugeln herauszuziehen.“

Wenn ich schließlich, um dem Ihnen vorgeführten Bilde einen Gedankenstrich anzuhängen, Ihnen die wahrheitsgetreue Notiz bringe, daß in sehr vielen Gefechten der Neuzeit die Zahl der vom Feinde getödteten Aerzte diejenige der getödteten Offiziere übersteigt, so geschieht es, um zu zeigen, daß man die Nichtkombattantenschaft von verschiedenen Seiten betrachten kann, und ich schließe das, was ich aus zwanzigjährigem, an Erfahrungen nicht armem militärärztlichen Leben auf diese wenigen Blätter zusammengedrängt habe, indem ich Ihnen die vor ganz kurzer Zeit von einem deutschen Offizier, einem Kombattanten, in einem viel gelesenen deutschen Blatte niedergelegten Worte wiederhole:

„Die bloße Offiziersachtung ohne den wirklichen Grad bietet den Aerzten nicht die Garantie für das nöthige Ansehen, das sie im Interesse ihres Dienstes und nach ihrem Bildungsgrade ansprechen zu müssen glauben. Wie die Ingenieure und Generalstabsoffiziere ihre speziellen Wissenschaften und technischen Kenntnisse zum Dienste des Heeres ausbilden, so behandeln die Militärärzte die Heilkunde. Sie haben ihr besonderes Studium, das von keinem Offizier betrieben wird: sie pflegen dieses Studium mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Armee und des einzelnen Kriegers und wenden ihre Kenntnisse im Dienste des Heeres an. Sind sie daher nicht ein wahres

„Hülfskorps für die Armee? Wenn aber, warum gibt man ihnen nicht die Organisation, die sich bei den übrigen Korps als zweckmäßig erwiesen hat? Ist es ja nichts Neues, nichts in der Armee Unge- wöhnliches, was die Sanität fordert; denn sie spricht nur dieselbe Freiheit an, sich gleich den übrigen Hülfskorps der Armee im Interesse ihres speziellen Dienstes organisch zu bilden.“

**Dr. Grismann.**

Beilage No. 8.

**Compte rendu de deux ouvrages nouveaux en  
artillerie présenté à la société militaire suisse  
à Lucerne en 1850.**

Deux ouvrages ont paru récemment, qui sont dignes d'attirer l'attention des artilleurs de tous les pays, car ils émanent de deux auteurs haut placés, dont l'un, le général Paixhans, jouit de la réputation la plus distinguée et la mieux méritée, et l'autre, le président Louis Napoléon Bonaparte, s'est occupé aussi avec succès de l'artillerie et a autrefois figuré dans les rangs de l'artillerie bernoise.

Ces deux artilleurs, frappés de la complication de calibres et de bouches à feu qui existe encore dans les batteries de campagne, proposent un système tellement simple qu'après celui-là, il semble qu'il n'y ait plus rien à proposer.

Quoiqu'ils diffèrent dans des points de détail, leur idée fondamentale est de réduire toute l'artillerie de campagne à une seule espèce de bouche à feu, qui remplisse tout à la fois le rôle de canon et d'obusier, et qui en consé-